

Bezugs-Preis...
Die Druckerei...

Sachsenzeitung

Verleger: Hermann...
Druckerei...

Sachsenzeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Geschäftsstelle...

Halle a. S., Montag 24. Januar 1898.

Verleger Hermann...
Druckerei...

Deutsches Reich.

* Am Sonnabend Morgen von 9 Uhr ab hörte der Kaiser die Vorträge des Chefs des Generalstabs der Armee...

* Die große Cour bei den kaiserlichen Majestäten findet am 1. Februar, Abends, statt.

* Der König und die Königin von Württemberg reisen mit der Prinzessin Pauline am 26. Januar zum Geburtstag des Kaisers nach Berlin.

* Die Reise des Kaisers nach Jerusalem zur Einweihung der Kaiser-Wanne ist dem Württemberg am 21. Oktober als Geburtsfest des Kaisers Friedrich, der 21. Oktober als Reformationsfest und am 21. November als Gründungstag des Reiches...

* Das Landwirtschaftsministerium trat am Sonnabend im Reichstagsgebäude unter dem Vorsitz des Fürsten Hohenhausen in einer Sitzung zusammen.

* Die Landwirtschaftliche Kommission des Reichstages hat am 20. d. M. zusammengetreten.

* Wie der „D. Landwirtschafts“ mitgeteilt wird, werde die internationale Zuckerkonferenz vielleicht schon Mitte Februar zusammengetreten.

* „Kriegs-Rath“ und „Bund der Landwirthe“... Wie lesen in der „Mitt. Ztg.“ und anderen Blättern folgende Mittheilung:

„In einer in dem Orte Langenbrombe bei Silbeseim abgehaltenen Versammlung des „Bundes der Landwirthe“ erklärte der von dem Bund beauftragte Redner...

„In dieser Form ist die Meinung jedenfalls nicht richtig, es muß vielmehr ein Verzicht obwalten. Daraus, daß der Bund der Landwirthe kein Verzicht über sein Ausscheiden...

* Die Provinzial-Hochschulen und die höheren Mädchenschulen. Nachdem durch Ministerialerlaß vom 31. Mai 1894 für die höheren Mädchenschulen in Preußen ein Normalplan...

* Der für dieses Jahr bevorstehende Deutsche Lehrtag wird vom 31. Mai bis zum 2. Juni in Breslau stattfinden.

* Wie die „Nat.-Ztg.“ erklärt, hat der Minister der öffentlichen Arbeiten jetzt einen mehrfachen Antrag der Reichstagskommission genehmigt...

* Zur Deduktion des Fahrverbedarfs der Armee hat sich die Militärverwaltung endlich dafür entschieden, daß eine eigene Fabrikanlage zur Herstellung der Fahrbedürfnisse nicht eingerichtet werden soll...

* Liberale Finanzkrisen. Wir haben vor einigen Tagen eine Erklärung der Vorstände der konservativen Parteien und

der national-liberalen Partei im Königreich Sachsen bezüglich ihres beschlossenen gemeinamen Vorgehens bei den nächsten Reichstagswahlen mitgeteilt. Dieser höchst ehrenhafte Beschluß war den Liberalen natürlich ungenehmigter gegen den Reich, sie suchten sich noch zu retten was zu retten war und schrien laut in die Welt hinein, daß der Beschluß null und nichtig sei, da die Menge der national-liberalen Wähler mit dem Schritt ihres Vorstandes nicht einverstanden sei.

Die parteiunabhängige Erklärung ist von den Vorstandmitgliedern im Einvernehmen mit der Landtagsfraktion in einmütiger Beschlüssen. Vor der Veröffentlichung die Zustimmung aller Mitglieder einholen, was deshalb nicht möglich war, weil erst vor wenigen Wochen in einer gemeinsamen Sitzung der Gesamtversammlung und der Landtagsfraktion eine gleiche Erklärung beschlossen worden war.

* Eine hübsche Korrektur, welche der neue Präsident des Abgeordnetenhauses, Herr v. Ködler, dem Centrumsabgeordneten Wabbi zu Ehren erteilt hat, verdient bemerkt zu werden. Als letzterer das Abwandschreiben für die Einbringung mit der Regierung beauftragte, daß dieselbe sich gegen den Katholikismus richtete, und, zu den parlamentarischen Gegnern im Hause gehörte, hinzufügte: „Das haben verständigere Männer erkannt, als Sie es sind“, beachtete ihn der Präsident mit den folgenden Worten: „Es giebt keine verständigere Leute als Abgeordnete“.

* Die Verfassungsmäßigkeit der Sozialdemokratie. Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion erörterte die ästhetische Angelegenheit und fasste einstimmig folgenden Beschlus:

„Die Fraktion betrachtet es als natürlich, daß in der Partei und damit auch in der Parteipresse über wichtige Fragen der Politik zeitweilige Meinungsverschiedenheiten entstehen und daß diese zum Austrag gebracht werden müssen, selbstverständlich unter Beachtung der Rechte der freien Meinungsäußerung. Aber in der Partei, die die Interessen einer Anzahl Parteigruppen über die Politik der Partei gegenüber der chinesischen Angelegenheit, ist mehrfach die zulässige Grenze erheblich überschritten worden, was die Fraktion lebhaft bedauert. Dasselbe erwidert die Parteipresse, in dem sie, was die ihre Grundsätze hinsichtlich der Kolonialfrage in den zulässigen Grenzen halten. In dem Eroberungszug nach China steht die Fraktion in der entschiedenen Gegnerschaft. Die Redner der Fraktion werden bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit dieser Anschauung Ausdruck geben.“

Man darf auf die Vereinigung dieser Stellungnahme einer deutschen Reichstagsfraktion wirklich gespannt sein. Diese Gegnerschaft scheint nach dem, was zwischen den Zeilen der Resolution steht, bei einzelnen „Genossen“ nicht das richtige Verständnis gefunden zu haben. Offenbar sind sie doch noch nicht alle auf den Standpunkt der reinen Negation vaterländischer Gesinnung gelangt, diese aber haben sich zu beflehen zur einfachen zweifellosen Vaterlandsliebe. Die Sozialdemokratie mag sehr viel, denn durch ihre Stellungnahme politischen Gefahren gegenüber. Sie die ganze Welt als solche auf neidischen Geyren anerkennen, zeugt sie so deutlich, gar kein Recht zu haben, politische Angelegenheiten vor das Forum ihrer Kritik zu ziehen, daß es doch Manchem die Augen über das Blendwerk öffnen wird, das ihm als Zukunftsfähigkeit gepredigt wird. Bei ähnlichen Anlässen droht den „Führern der Bedingten“ aber noch etwas Bedauerliches, denn sie werden, wie immer sie ihre Gegnerschaft zu begründen suchen werden, dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen und von der ganzen Welt ironisiert werden. In manchen Ländern, die uns fern sind, wird man sich ja stellen, als ob man diese Gegner deutscher Erfolge im Sinne wirtschaftlicher Wohlthat erst mühe haben würde, aber Niemand täuscht und hoffentlich ist uns gebührend selbst im Lager der Verächter unserer Zustände gewürdigt werden.

* Die Betriebsverhältnisse der preussischen Eisenbahnen betragen im Monat Dezember 89 730 000 Mt. (gegen das Vorjahr + 951 000 Mt.) auf 1 Kilometer 3068 (+ 154) Mt., aus dem Personen- und Gepäckverkehr 22 869 000 (+ 1 420 000) Mt., aus dem Güterverkehr 66 861 000 (+ 4 581 000) Mt.; vom Beginn des Betriebesjahres an betrug die Betriebseinnahme 817 645 000 (+ 40 788 000) Mt., auf 1 Kilometer 23 204 (+ 874) Mt., aus dem Personen- und Gepäckverkehr 257 446 000 (+ 12 866 000) Mt., aus dem Güterverkehr 560 397 000 (+ 27 922 000) Mt.

Parlamentarisches.

Bei der Reichstagswahl im Sommerhaukel erhielt Schmitt 6667, Lude 3647, Dr. Jäger 3582 und Guchardt 839 Stimmen. Es ist deshalb Stichwahl zwischen Schmitt (natl.) und Lude (Vd. d. Landwirthe) erforderlich.

Wahlbewegung.

Die Vertrauensmänner aller deutschen Parteien haben beschlossen, für den Wahlkreis Rhein-Kreis-Stetten bei der bevorstehenden Reichstagswahl als gemeinsamen Kandidaten den Landgerichtsdirektor Grafmann-Lohn, national-liberal, aufzustellen.

Deutscher Reichstag.

23. Sitzung vom 22. Januar, 2 Uhr.

Die Verhandlung des Etats des Reichsanzeigers des Innern. Titel: Gehalt des Staatssekretärs, wird fortgesetzt.

Staatssekretär Graf v. Posadowsky: Der Abg. Wurm hat sich gestern lebhaft über das Verhalten der Arbeiterführer, Beamten und über das Verhalten der Arbeitgeber. Aus dem Verhalten der Gemeindeführer, aber der Wurm hat sich herausgelassen, was ihm Anlaß zu solchen Beschwerden und An-

griffen geben konnte. Alles Uebrige hat er wohlweislich in seiner Rede verschwiegen. Der Staatssekretär vertritt jedoch auf zahlreiche Stellen in den Berichten, in welchen die Aufstichtstätigkeit, und zwar auch der Polizeibeamten, als eine sehr ausgedehnte bezeichnet, von Entgegenkommen der Arbeitgeber gesprochen, ein reger Verkehr zwischen den Aufstichtsbearbeitern und Arbeitern konstatiert wird. Es wurde aber festgestellt, daß die Arbeiterführer vorzuziehen würden ja immer vorhanden, aber das rechtsergiebige nicht das allgemein gehaltenen harte Urteil Wurm über die Arbeitgeber. Auch die Verfassung von Art. 116, die sich solcher Verfassungen schuldig gemacht, ihre Kenntnisse nicht mild, sondern nicht selten recht hart. Eine Vernehmung der Zahl der Aufstichtsbearbeitern sei zu erwägen, doch bei dem schon wieder häufig vorgegangen worden. Was die Zulassung weiblicher Angestellten betrifft, so sei deren Zahl auch in England keineswegs eine große. Ihre Zahl sei jetzt ja dort als erheblich. Aber in Amerika ist sie weniger erheblich, nachdem allerdings deshalb, weil ihre Anstellung keine dauernde ist. Die Wechslerzeugung handle jedenfalls richtig, wenn sie mit Anstellung weiblicher Angestellten nicht selber vorgebe, sondern dies den Einzelstaaten überlasse, je nach den von diesen zu sammelnden Erfahrungen. Unbegreiflich ist Wurm's Behauptung, daß die Wechslerzeugung nicht unzulässig wäre, nicht einmal mit Rücksicht auf deren Unfälle in Folge Ausdauer von Arbeitern. Zugleich habe die Regierung sich mit dieser Frage sehr lebhaft beschäftigt, 500 Modelle geprüft, aber noch keine zufriedenstellende Vorrichtung ausfindig gemacht. Weder tritt noch verschiedenen ferneren Anlagen Wurm entgegen, namentlich auch betonen, daß eine erhebliche Anzahl Unfälle, die demnach durch die Arbeiter selber veranlaßt werde. Nicht der Sonnabend ist der mit Unfällen befallene Tag, was Wurm behauptet, und durch die Anwesenheit der Arbeiter erklärt, sondern gerade der Montag! Nach alledem möge Wurm bei seinen Angriffen doch mit etwas mehr Objektivität verfahren.

Abg. Wurm (Soz.) befragt, nicht abhellen zu versehen, wenn er es als seine Aufgabe ansehe, festzustellen, wie oft von Arbeitgebern gegen die Schwuppschriften gehandelt werde, und wie viele in der Regel, Ausnahmen zugeben, die Verfassung ausfülle. Weder entnimmt wiederum den Aufstichtsberechtigten begünstigte Beispiele.

Abg. Regien (Soz.) führt aus, daß die Parteibeamten eines Schupps durch die Gewerkschaft ganz ermangelten. Eine Prüfung werde zwar geübt, aber nur durch die Arbeiter geführt. Die Gewerkschaften scheitern. Das hat nicht genug, weshalb sich von selbst. Die Berufsgenossenschaft thut auf dem Gebiete der Unfallverhütung nicht ihre Pflicht, noch sich auch gerichtlichen Verfahren hinreichend stellenfalls.

Staatssekretär Graf v. Posadowsky erwidert, über die Unfallverhütung im Baugebiete sei eine Stunde angefallen worden. Alle Berichte, bis auf einen, lagen vor. Er hat diese eingesehen, so werde sich ja ergeben, was weiter zu thun ist. Was jedoch die Bauarbeitergenossenschaft anlangt, so könne er darüber das Zeugnis ausstellen, daß sie mit reichlichem Betreibe, mit größter Sorgfalt und mit sehr gutem Erfolge auf Verhütung von Unfällen hingewirkt.

Abg. Werner (Ksp.) beginnt damit, daß die den Gewerkschaften das Interesse des Bauarbeiters in erster Linie gemacht werden müßte. Was den Arbeiterfrage anlangt, so gebe es ja gewis auch innumere Arbeiter, aber im Allgemeinen seien die Arbeiter nicht für das Wohl ihrer Arbeiter bedacht. Die Gewerkschaften seien sehr wohl, das ihre und die Interessen der Arbeiter sehr sorgfältig seien. Er, der Sprecher, wurde bedauert, daß zu häufige Vorkommen von Streiks. Die Auswirkungen dabei, gingen, wenn sie auch zuweilen erklärlich seien, doch manchmal gar zu weit. Die Arbeiterfrage ist nur zu lösen in Verbindung mit der Wirtschaftfrage.

Abg. Richter (Cent.) weist einem von Abg. Richter erhobenen Vorwurf zurück, daß der christliche Gewerkschaft im Industrie die christliche Missionen außer Acht gelassen habe, als er seinen zweiten Vorlesenden, welcher zu dem sozialistischen Bunde: beizugehen, ausgeschlossen habe.

Abg. Wurm (Soz.) hebt nachdrücklich hervor, daß die Sozialdemokraten auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes sich noch ganz so, wie die nichtsozialistischen Arbeiter lediglich auf dem Boden der Gegenwart bewegten, wenn auch im Uebrigen der Gegensatz zwischen den sonstigen Gewerkschaften und den sozialistischen sich als Gegensatz zwischen bloßem Wohlstand und Zukunft darstellte. - Wurm freilich jedoch die Arbeiterbewegung, die sich vornehmlich auf den Arbeitern beruht, auf dem Grunde mit täglich zunehmendem Mißverhältnis, und tadelte dann namentlich das Entgegenkommen der Arbeitgeber gegenüber den Arbeitern bei den Betriebsbetrieben. Die Gewerkschaften hätten auch ausdrücklich darüber, daß zu mißre Arbeitern selbst zu verhalten müßten, wo die Arbeitgeber die Arbeiterfragen ganz offenbar höflich zu betreten. Die strebare Weltanschauung der Kinder in den Bergwerken ist viel häufiger, als von der Welt festgestellt ist. Das liegt an den meist außerordentlich hohen Bergeshöhern von dem Wohlthun der Polizei. Was bisher Gutes im Arbeiterfrage erreicht worden ist, das hätte die Arbeiter überhaupt der Sozialdemokratie verdanken, was sehr leicht erkennbar einmal anerkannt habe. Geradezu empörend seien die Verhältnisse verhältnisse, die Schicksale der Arbeiter bei den Betriebsbetrieben, speziell im Angehörigen. Für nach Gelehrten getrennte Schlafzimmer und für Sauberkeit zu sorgen, falle den Unternehmern nicht ein. Wurm behauptet weiter, die übermäßige Belegschaft bis zu 17 Stunden in den Bergwerken, in Chromatbetrieben, trotz der ganz besonderen Gesundheitsgefährdung derselben. Wurm mache da nicht die Regierung vom § 120 der Gewerbeordnung (Schärfung Gebrauchs).

Staatssekretär Graf v. Posadowsky: Der Redner hatte nur die Zustände in der Chromatbetriebe kritisch mitteilen sollen. Ich würde dann sofort eine Untersuchung angeleitet haben, denn auch ich müßte eine Mißachtung der Arbeitergewerkschaften keineswegs dulden. Wenn Sie mit solcher Thatsache in vorher schriftlich anzeigen, so würden wir unsere Verhandlungen viel mehr abfließen können. (Zurufe: Sehr richtig!) Was noch, was die Bergwerke betrifft, so werde ich im Laufe des nächsten Sommers eigene Kommission an Ort und Stelle schicken, um die Zustände vollständig zu untersuchen.

Abg. v. Kardorff (Ksp.): Auch ich würde meinen, daß die Herren dürfen alle solche Dinge direkt dem Herrn Staatssekretär mitteilen können, wenn sie Zweifel hinsichtlich, aber das ist ja ganz nicht der Zweck der Herren. Sie wollen nur durch ihre Mißbilligung! Sie wollen nach außen hin den Eindruck erwecken, als seien gerade sie, die sich der Arbeiterinteressen annehmen.

Abg. Wurm (Soz.): Wir sprechen aus a-historischen Minderheiten nicht mehr, als Sie, Herr v. Kardorff! Denn aus dem in anderen Gründen, als so häufig agitatorisch, können Sie doch selbst



(Nachdruck verboten.)

Das Wrack des Grosvenor.

24)

Roman von Clark Russell.

„Ich fürchte, der Hochbootsmann hat Recht,“ seufzte ich; „er hat mit den Leuten gelebt und täuscht sich sicherlich nicht über sie.“

„Aber Papa würde sie doch bezahlen und ihnen jede Sicherheit geben, die sie forderten. Das Geld könnte ihnen ja geschickt werden, sie brauchten es nicht selbst in Empfang zu nehmen.“

„Den Leuten würde das Alles kein Vertrauen einflößen, wie der Hochbootsmann meint und in diesem Punkte hat er zweifellos ein besseres Urtheil als wir.“

„Lassen Sie es uns wenigstens versuchen.“

„Nein, das würde ich für unklug halten. Ueberlassen wir es dem Zimmermann, ob er mit den Leuten sprechen will. Thut er das, und die Belohnung lockt sie, dann werden sie schon Mittel und Wege finden, Sie sicher an's Land zu bringen. Aber bauen Sie keine Hoffnung darauf; die Menschen verdienen Ihr Vertrauen nicht, es sind einmal Schurken, die Sie schließlich doch verrathen werden. Ich muß sagen, ich habe jetzt mehr Zuversicht, nachdem uns der Hochbootsmann gestanden hat, daß er treu zu uns stehen und ein Mittel zu unserer Rettung finden wird. Sehen Sie nur, wie er nach uns herüberblickt; er wird bald wieder bei uns sein. Auch mir dämmert ein Plan im Kopf, er ist aber noch zu unfertig, als daß ich schon darüber reden möchte. Nur Muth, vielleicht kann noch Alles gut werden.“ Eben warf der Hochbootsmann eine Taurolle über ein Splißeisen, blickte über die Schiffsseite, zog seine Pfeife heraus, kam dann dicht an uns heran und bat mich um Feuer. Während ich in meinen Taschen nach der Streichholzbüchse suchte, begann er wieder:

„Es sieht nicht so verdächtig aus, wenn wir hier oben ganz offen mit einander plaudern; in der Kajüte kann man so wie so niemals wissen, wessen Ohren in der Nähe sind. Ich habe mir seit dem Frühstück einen Plan überlegt, den will ich Ihnen jetzt in aller Kürze mittheilen. Also: Wenn wir in den Golf von Mexiko kommen, lassen Sie mich wissen, wie lange es noch dauern wird, bis wir auf 50 Meilen an New-Orleans heran sein werden. Ich habe unsere Ladung mit verstauren helfen und weiß, daß es nur eine Stelle giebt, wo Platz zum Anbohren gefunden werden könnte; diese Stelle befindet sich vor der Vorderluke. Ich will das bei Gelegenheit ganz beiläufig gegen Stevens fallen lassen, und er wird es sich gewiß merken. Die Nacht, ehe wir beidrehen — Sie müssen mir sagen, wann das ist — werde ich über Bord fallen und ertrinken. Das muß während Ihrer Wache geschehen. Wir holen eine Kiste mit Nägeln aus dem Zwischendeck und lassen sie über Bord fallen, verstehen Sie? Das wird genau so plätschern, wie wenn ein Mensch ins Wasser fällt. Gleich darauf machen Sie fürchterlichen Lärm und schreien: „Mann über Bord“. Mag danach geschehen was da will, ich bleibe in meinem Versteck, irgendwo im Vorderpint, und wenn der

Kerl dorthin kommt, das Schiff anzubohren, erwürge ich ihn. Ruft dann Stevens und fragt, ob es gethan ist, so wird er meine Stimme von da unten heraus nicht erkennen, wenn ich antworte, er solle nur die Boote inzwischen niederlassen und auf mich warten. Fünfundzwanzig Pfund gegen einen Schilling will ich aber wetten, daß Stevens auf den Mann gar nicht wartet, sondern ohne ihn mit den Booten abfährt und beilegt, bis das Schiff auf den Grund geht. Inzwischen geben Sie mir ein Zeichen, und ich komme herauf. Weht dann auch nur ein kleines Lüftchen, so wenden wir die großen Raen und segeln die Boote in den Grund; wenn aber kein Wind ist, und sie versuchen uns zu entern, dann mögen sie sich vorsehen, denn bei Gott, wir wollen ihnen zu Alder lassen, daß sie sich verbluten sollen.“

Hierauf winkte er uns, wir sollten das Deck verlassen und ging ruhig rauchend weg.

Ein paar Augenblicke sahen Miß Robertson und ich einander an.

„Wird das gehen?“ fragte sie mich leise.

„Ja!“ erwiderte ich ebenso.

„Glauben Sie, daß diese List uns retten könnte?“

Nach kurzem Besinnen sagte ich: „Das hoffe ich.“

Darauf stiegen wir die Treppe hinunter, und als wir in der großen Kajüte angekommen waren, ergrieff sie meine Hand, drückte sie herzlich und schritt dann schnell nach ihrer Koje.

Zwölftes Kapitel.

Kleine Kriegslisten.

Je mehr ich über den Plan des Hochbootsmanns nachdachte, desto mehr gefiel er mir. Den ganzen Tag lag er mir im Kopfe und übte gleich eine günstige Wirkung, ich konnte wieder schlafen, und das war eine große Wohlthat.

Ich wünschte nicht, daß Miß Robertson ihre Mahlzeiten am Kajütentisch einnähme, und hatte Sorge getragen, daß ihr und ihrem Vater jede Mahlzeit gebracht wurde.

Als Stevens sich heute zu mir an den Tisch setzte, rief er dem Steward zu: „Sag dem alten Herrn und seiner Tochter, das Mittagessen warte.“

Ich erklärte ihm hierauf, daß der alte Herr zu krank wäre, um das Bett verlassen zu können.

„Gut, dann mag die Tochter kommen,“ erwiderte er rauh.

„Sie kann ihren Vater nicht verlassen,“ wandte ich ein.

„Vielleicht ist es weniger das, als weil ich nicht fein genug für sie bin. Sie wird so eine Prinzessin sein, die mit ehrlichen Arbeitern nichts zu thun haben mag. Ich werde ihr wohl zu stark nach Tabak riechen.“

„Ach was, reden Sie doch nicht so; Sie müssen doch einsehen, daß die Tochter den kranken Vater nicht gern verläßt. Wenn Sie wüßten, wie sich die junge Dame mir gegenüber über Sie geäußert hat, würden Sie sicher nicht so vor ihr sprechen.“

„Na, was hat sie denn gesagt? Ich möcht's doch wissen.“

„Nun, sie meinte, ihr wäre noch niemals ein Schiffszimmermann begegnet, der so wie Sie seinem Meßern und seinem Wesen nach einem wirklichen Kapitän gliche, auch Ihre Art, Mannszucht zu halten, findet sie bewunderungswürdig. Sind Sie nun zufrieden?“

„Könnt's wohl sein, denn was so ein hübsches Mädchen sagt, muß wahr sein.“ schmunzelte er. „Aber jetzt schneiden Sie endlich das Fleisch, frischer Schweinebraten ist mein Leibgericht.“ Gleich darauf fiel er wie ein Wolf über das Essen her, nur ab und zu gönnte er sich zwischendurch ein Wort.

Während der Hochbootmann von acht Uhr Abends bis Mitternacht die Wache hatte, besuchte ich auf ein Stündchen den alten Herrn und seine Tochter. Die Gefahr, welche uns bedrohte, wurde natürlich mit keinem Wort berührt; er war ganz ahnungslos und stellte nur einige Fragen über die Fahrgeschwindigkeit des Schiffes.

Mir fiel auf, daß er die Meuterei vergessen zu haben schien und mit mir sprach, als wäre ich der Kapitän; ebenso verrieth er keine lebhaftere Erinnerung an den Verlust seines Schiffes und die denselben begleitenden Umstände. Es machte mir den Eindruck, als wenn sein Gedächtniß in demselben Maß nachlasse, wie seine physischen Kräfte zunahmen. Sein Gehirn schien durch die Leiden, die er durchgemacht hatte, erheblich gelitten zu haben.

Als ich um halb zehn Uhr wieder das Deck betrat, rief der Hochbootmann gerade dem wachhabenden Matrosen auf dem Vorderdeck zu, scharfen Ausguck zu halten. Ich trat an ihn heran und sagte: „Wenn es Ihnen recht ist, wollen wir unter das Seitenboot an der Leeseite treten und dort miteinander sprechen. Wer befindet sich am Rade?“

„Der Holländer Joe.“

„Dann wollen wir erst zusammen nach dem Kompaß sehen, uns dort über Kurs und Fahrgeschwindigkeit unterhalten und dann nach dem Seitenboot gehen, da wird der Kerl denken, ich ertheile Ihnen Befehle für die Segelstellung.“

Das geschah, ich gab dem Hochbootmann einige Anweisungen, welche der Holländer mit anhörte und ließ sogar, um der Sache mehr Wichtigkeit zu verleihen, loggen, wobei Joe das Glas umdrehte, welche Arbeit er leicht neben seinem Geschäft verrichten konnte.

Als wir unter dem Seitenboot anlangten, sagte ich: „Ihr Plan hat meinen ganzen Beifall. Was auch geschehen mag, Ihre Anwesenheit im Kielraum wird das Anbohren verhindern.“

„Ja, dafür stehe ich. Ein einziger Schlag wird der Sache ein Ende machen, nicht mußten darf der Kerl mehr, wenn ich zugehauen habe.“

„Ich habe die Absicht, mit Ausführung der Sache nicht zu warten, bis wir in den Golf von Mexiko kommen,“ fuhr ich fort; „ich will sechzig, achzig, auch hundert Meilen, wie es sich gerade thun läßt, unserer täglichen Fahrt zusetzen, so daß ich den Golf ganz in die Nähe der Bermudas bringe; verstehen Sie mich?“

„Natürlich,“ lachte er, „ja wahrhaftig, das ist ein guter Gedanke; was muß es zu warten, Sie haben ganz Recht, je eher die Sache abgemacht ist, desto besser für uns, das meine ich auch.“

„Wir werden durchschnittlich alle vierundzwanzig Stunden eine Fahrt von dreihundert Meilen machen und so oft ich kann, will ich einen Extragradd auf der Karte verzeichnen. Wer soll's merken?“

„Das merkt Niemand, nicht zwei Mann sind an Bord, die auch nur buchstabiren können.“

„Das dachte ich mir; selbstverständlich werde ich mich dabei nach dem jeweiligen Winde richten. Eine Brise, wie die gegenwärtige, kann uns gut dreihundert Meilen geben und selbst, wenn eine Windstille eintreten soll, kann ich den ‚Grosvenor‘ doch wenigstens sechzig Meilen Westsüdwest treiben lassen. Natürlich muß ich doppelte Rechnung führen, eine für die Mannschaft, eine für mich selbst; Sie, als erster Maat, werden immer die Richtigkeit bestätigen.“

„Na, freilich, Alles wird bestätigt,“ sagte er, schlaugrinsend; „Sie werden entdeckt haben, daß das Schiff ein ganz ausgezeichnetes Segler ist, und ich werde den Leuten begreiflich machen, daß es nie einen besseren Schiffsführer gegeben hat, als Sie. Sie und ich müssen es uns in unseren Wachen angelegen sein lassen, so viel Leinwand zu setzen, als das Schiff nur tragen kann, es ist um des Scheines willen und wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich die Loggleine frisch trimmen.“

„Hören Sie, das ist wieder ein kapitaler Gedanke von Ihnen, sofort soll das geschehen; ich werde ihr doppeltes Maß geben. Ja, zwölf Knoten sollen jetzt dem ‚Grosvenor‘ selbst bei mäßigem Winde ein reines Spiel sein.“

Wir mußten Beide lachen. Bald darauf ging ich wieder einmal nach dem Kompaß und blieb dort ein Weilchen.

Als ich zurückkehrte sagte ich:

„In neun Tagen rechne ich ungefähr unter zweiundsechzig Grad Länge dreiunddreißig Grad Breite zu sein, bei einem Durchschnitt von einhundertachtzig Meilen täglich kann uns das gelingen.“

„Wie weit rechnen Sie von hier, wo wir jetzt sind, bis zum Golf?“

„Ungefähr dreitausend Meilen.“

„So, also nicht mehr?“

„Nein; ich sagte den Leuten, wir würden diese Strecke bei anhaltend gutem Winde in drei Wochen zurücklegen, jetzt aber werde ich, nach dem was wir zur Förderung unserer Fahrt beschloßen haben, Stevens gegenüber eine andere Meinung äußern. Meine morgen Mittag stattfindenden Messungen sollen einen Sprung ergeben, der ihn in Erstaunen setzen wird. Ich will die Schufte geradeswegs der Gerechtigkeit in die Arme führen. Wenn sie in den Booten sind, werde ich ihnen die Richtung nach Bermuda angeben; hat unsere List Erfolg, und ist der Wind uns günstig, so soll dann einer von uns Weiden noch vor ihnen auf der Insel sein, um dem Gouverneur anzuzeigen, welche Vögel er fangen kann.“

„Auch das wird sich machen lassen,“ stimmte der Hochbootmann bei, „es gehört aber eine dunkle Nacht dazu, um wegzukommen, ohne daß es gemerkt wird.“

„Das ist gewiß; aber geben Sie mir Ihre Hand, alter Freund, Ihre Klugheit ist es, die uns, so Gott will, retten wird. Noch diesen Morgen fühlte ich mich schon als toter Mann, dank Ihnen aber darf ich jetzt wieder mit Hoffnung und Zuversicht in die Zukunft schauen.“

Ich drückte ihm herzlich die Hand und ging in bester Stimmung herunter.

Am nächsten Morgen war meine erste Arbeit, die Loggleine frisch zu markiren; ich hatte dieselbe während meiner Wache in meine Kajüte geschmuggelt. Die Entfernung zwischen den Knoten kürzte ich beträchtlich, so daß, während der Sand im Glase lief, eine größere Anzahl ablaufen mußte, als sich abgehspelt hätte, wenn die Leine richtig gewesen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Die Perle der Dobrudscha.

Großer Jubel herrschte in Rumänien, als vor etwa anderthalb Jahren in Anwesenheit des Königspaares die Donaubrücke bei Czernawoda feierlich eröffnet wurde. Sie ist ein Riesenwerk, auf welches jedes Land stolz zu sein berechtigt wäre. Aber nicht wegen dieser Thatfache allein schlugen die Herzen der Rumänen höher. Viel wichtiger war es, daß durch die Ueberwölkung der Donau bei Czernawoda das letzte Hemmnis beseitigt war, welches dem Anschlusse der Hafenstadt Constanza an das rumänische Eisenbahnetz entgegenstand. Nun streckten die Schienen quer durch die Dobrudscha ihre Eisenarme bis an das Schwarze Meer, und ein neuer, hervorragender Handelsweg war eröffnet.

Nicht viel Freude haben die Rumänen bisher von der ihnen nach dem russisch-türkischen Kriege zugefallenen Dobrudschaproviz gehabt. Sie ist in ihrer Unkultur, mit ihrer polnglotten Bevölkerung, mit ihren zahlreichen verumpften Gebieten ein wahres Schmerzenskind des Königreiches. Harte Arbeit ist da noch zu leisten, mancher öde Landstrich ist noch zu bestebeln. Romanische Bauern aus Italien und aus der Bukovina sind verjuchswette bereits hierher verpflanzt worden. Doch die Versuche sind noch in zu kleinem Maßstabe durchgeführt worden, als daß von einem bestimmten Ergebnisse gesprochen werden könnte. Mit einer gewissen Resignation blicken die rumänischen Patrioten auf die Dobrudscha. Das Land fñhlt die Verpflichtung, Ehre mit seiner neuen Provinz einzulegen, etwa in der Art, wie Oesterreich-Ungarn mit Bosnien und Herzegowina. Aber ein solcher Gebietszuwachs kann leicht zu einem Danaergehenk werden. Was die Rumänen an Vessarabien hatten, das sie nach dem türkischen Kriege an Rußland abtreten mußten, wissen sie; was ihnen die Dobrudscha sein wird, das liegt noch im Zeitenschooße. Ein schlecht verhüllter Mißmuth beschleicht sie, sobald ihnen dieser Vergleich in den Sinn kommt.

Und doch! An Constanza hängt das Herz des rumänischen Patrioten. Der erste Freudenstrahl aus dem Küstenstriche am Schwarzen Meere war die Eröffnung der Brücke von Czernawoda, weil sie den Weg nach Constanza bahnte. Hoffnungen aller Art erfüllen die Seelen. Was sollte nicht Alles aus Constanza werden! Die erste Hafenstadt, die erste Handelsstadt, die erste Badestadt am Schwarzen Meere. Auf dem Papier war bereits ausgerechnet, daß der ganze indisch-englische Postverkehr über Constanza gehen müsse, da dies die schnellste Beförderung bedeute. Das hat nun freilich lange Wege, und wie ein Streit um des Kaisers Bart muthete jüngst eine Polemik der Serben an, welche in der Abwehr der Beschuldigung, daß die serbische Post nicht korrekt funktionire, die Rumänen anklagten, sie hätten derartige Gerüchte ausgesprengt, um die indische Post durch ihr eigenes Land zu leiten.

Aber immerhin bedarf es keiner Zukunftsträume, um Constanza ernst zu nehmen. Der Seeverkehr nach Konstantinopel, welchen französische, österreichische, italienische und rumänische Schiffe vermitteln, ist nicht unannehmlich; auch nach Varna und nach der Donaumündung bei Sulina wird ein regelmäßiger Dampferverkehr unterhalten. Im Hafen geht es lebhaft zu. Hier ist noch ein Stück unverfälschter orientalischer Welt zu sehen. In buntem Gemisch wogen Türken, Griechen, Tataren, Spaniolen, Armenier und Slaven durcheinander. Türken und Tataren sieht man in primitiven Bretterbuden orientalische Waaren feilhalten. Bulgaren betreiben Obst- und Gemüsehandel, der Großhandel jedoch befindet sich zu größtem Theile in den Händen der Griechen und Spaniolen. Auf dem Marktplatz häufen sich Melonen, Datteln, Feigen, Oliven, Trauben und Granatäpfel zu ganzen Bergen. Vor den Kaffeehäusern sitzen die Gäste an runden Tischen und schlürfen Mokka oder saugen bedächtig und ernst an ihren Nargileh-Pfeifen.

Es wäre schade, wenn der moderne Zug nach den Seebädern von Constanza der farbenfrohen Ursprünglichkeit des Volkslebens dieser Stadt ein Ende setzen würde. Denn wo der rumänische Große seinen „mondainen“ und „fashionablen“ Gelüsten fröhnt, da zieht sich das Volk scheu zurück. Es ist z. B. überaus charakteristisch für die Verhältnisse, daß man wochenlang in den Hauptstraßen von Bukarest lustwandeln kann, ohne auf eine Figur aus den niederen Volksschichten zu stoßen — es sei denn auf einen Bettler. Der Rumäne im Bauernhemd fürchtet den Rumänen im Salonrock.

Ein rumänisches Ostende oder Blankenberghe soll Constanza werden. Malerisch ist die Stadt am Meeresufer ausgebreitet.

Ein monumentaler Prachtbau ersten Ranges ist das neue, große Hotel, welches auf einem ins Meer hinausragenden Felsen steht. Von dieser Landzunge aus bietet sich eine wunderbare Aussicht auf die blaue Fluth und auf die Häusergruppen der Stadt. Ein wohlgepflegter Weg führt vom Hotel zum Hafen, wo zur Sommerszeit mehrere ins Meer hinausgebauete Pavillons den Spaziergängern behagliche Ruheplätze bieten. Auffallend jedoch ist der Mangel an Vegetation. Man muß weit ins Land reisen, ehe man einen Wald sieht. Und daher herrscht im Sommer eine glühende Hitze, gegen welche die vom Meer herwehende Brise vergebens ankämpft. Die Badegäste von Constanza pflegen in Folge dessen am Tage wenig auszugehen; erst wenn der Abendwind der mondbeschiedenen Landschaft würzige Kühlung bringt, verlassen sie ihre Gemächer. Die Tageshitze ist der wunde Punkt des Aufenthaltes in Constanza. Trotzdem kommt das Bad immer mehr in Mode. Seit zehn Jahren erst wird es überhaupt besucht, und auf vier- bis fünftausend beläuft sich bereits die Zahl der Kurgäste. Jetzt, da die Brücke von Czernawoda den direkten Verkehr nach Constanza ermöglicht, wird das Bad gewiß bald zu hoher Blüthe gelangen. Wo einst der Dichter Ovid, wehmüthig der römischen Heimath gedenkend, in die ewig dahinjaußenden Bogen schaute, dort entwickelt sich jetzt modernes europäisches Babelleben. Dem Constanza steht an der Stelle des alten Tomi, wohin Ovid von den römischen Machthabern verbannt worden ist. Acht Jahre lebte er dort in der Einsamkeit am Pontus Cuxinus, bis er, ohne die Heimath wiedergesehen zu haben, seine Seele aushauchte. Die Rumänen haben ihm in Constanza ein schönes Standbild aus Erz gesetzt. Zehn Straßen münden auf den Platz, dessen Mittelpunkt das Denkmal bildet. Es bedeutet eine würdige Huldigung der Rumänen an ihre Urväter, die Römer.

Allerlei.

Aus Palästina wird der „Köln. Volks-Ztg.“ geschrieben: In Jerusalem, wie überhaupt in Palästina, ist der Winter dieses Jahr von ungewöhnlicher Strenge. In der heiligen Stadt und deren weiteren Umgebung ist um die Weihnachtszeit Schneefall eingetreten. Selbst in der Gegend am Meere Jaffa und anderen niedrig gelegenen Orten, wo man seit zwanzig Jahren keinen Schnee gesehen, ist er dieses Jahr in nicht geringer Menge aufgetreten. Gewaltige Massen desselben bedecken den Libanon. Am Silvesterabend und Neujahrs morgen erschollen zum ersten Mal die drei Glocken von der Höhe des Thurmes der neuen deutschen protestantischen Kirche in Jerusalem. Die Kirche nebst dem hochragenden massiven Turme ist längst fertiggestellt. Die innere Einrichtung und Ausmalung, welche noch viel Fleiß und Kunst in Anspruch nehmen wird, soll nunmehr in Angriff genommen werden. Die 3 Glocken ertönten in hellen Klängen weit über die Stadt hin; die Bewohner derselben vernommen sich, und die Laufende, denen das Glockengeläute ein Vergnügen ist, schüttelten verdrießlich die Köpfe. Es ist erwähnenswerth, daß die ziemlich starke deutsche protestantische Gemeinde für ihre kirchlichen Zusammenkünfte bisher kein Geläute angewendet. Man richtete sich nach der Uhr bezüglich des gemeinsamen Gottesdienstes in dem Gebetssaale, der zu den Ruinen des alten Klosters in der Nähe der Grabeskirche gehörte. Das Gescheh des Calvarienberges, der Stätte unserer Erlösung, muß eigenthümliche Empfindungen wecken. Auf ihm und um ihn her halten die sich nichts weniger als freundlich gegeneinander gesinnten verschiedenen kirchlichen Gemeinschaften ihre gottesdienstlichen Verrichtungen ab. In seiner nächsten Umgebung haben sich die Griechen mit Kirchen, Kapellen, Mönchswohnungen gelagert. Zu diesen gesellen sich vor einigen Jahren die Russen mit einem prachtvollen Neubau, welchen sie über den von ihnen gefundenen Resten der sog. zweiten Mauer aufzuführen und im Innern zu einer herrlichen Kirche gestalteten. Als dritte sind jetzt die deutschen Protestanten hinzugekommen, welche auf dem Plage des alten Johannitergebietes die ehemalige Kirche von Neuem wieder aufgebaut haben. Die anstoßenden Ruinen sind auch zum Theile wieder zu bequemen wohnlichen Räumen hergestellert und werden später zu einem protestantischem Hofsig erweitert. Die Ausfrengungen der Russen in Palästina und die damit verbundenen Erfolge werden immer auffälliger. Neben der Errichtung von Hofsigten haben sie in letzterer Zeit sich ganz besonders der Schularbeit und der Verbreitung ihrer Sprache hingeegeben. Die Arbeiten der Russen in Galiläa sind geradezu erstaunlich. In Nazareth haben sie eine Normalschule errichtet, daneben fünfzehn, sechszehn Schulen in den näher oder entfernter liegenden Ortlichkeiten. Ueberall lehren sie Rußisch, ischmatische Grundzüge, Abneigung gegen alles Katholische und, um ihre „au-en-Freunde“ nicht zu stoßen, und noch mehr die Prader anzuloden, auch Französisch. Weit über hundert Personen sind von den Lateinern in Nazareth frischweg zur russischen Kirche übergegangen. Von künftigen Berionen wird erzählt, daß der russische Verein für Schulen und Anstalten in Syrien und Palästina, welcher in Moskau

feinen Eig hat, jährlich über drei bis vier Millionen Rubel verfüge. Damit läßt sich freilich etwas ausrichten.

Zusammen 47 Leprafranke sind innerhalb des preussischen Staates ermittelt worden. Davon sind inzwischen 25 verstorben. Die zur Zeit lebenden 22 Leprösen stammen, wie die „Allens. Ztg.“ schreibt, bis auf einen Erkrankten, welcher im Kreise Randow, Regierungsbezirk Stettin, wohnt, durchweg aus dem Kreise Memel. Von den Kranken haben 15 seit ihrer Geburt den Memeler Kreis noch niemals verlassen, während einer in Livland, zwei in Brasilien, einer in Venezuela, zwei in Sumatra und einer in Birma sich durch Ansteckung die Krankheit zugezogen haben sollen. Von den Kranken leben 14 bei ihren Familien, während je einer in den medizinischen Kliniken zu Königsberg und Halle, zwei im Institut für Infektionskrankheiten in Berlin, drei in der dermatologischen Klinik in Breslau und einer im Kreisfrankenhaus zu Memel untergebracht sind. Die erste Erkrankung datirt aus dem Jahre 1855. Neue Erkrankungen traten um die Mitte der sechziger Jahre und später in den achtziger Jahren auf. Seit dem Jahre 1890 sind allein 18 Krankheitsfälle aufgetreten. Bei den Verstorbenen betrug die Krankheitsdauer im Durchschnitt sechs bis sieben Jahre.

Eine schauerliche Geschichte erzählt die italienische Zeitung „Nirva“. Die Geschichte heißt „Der Teufel im Trakabel“. In vergangener Woche trat ein Chioggioten-Trakabel (Zweimastler der Fischerinsel Chioggia bei Venedig) mit einer Kohlenladung aus den Häfen von Carpato die Fahrt nach Venedig an. Während der Fahrt hörten die Franzosen Nachts im Laderaume und auch auf dem Verdeck unbekanntere Töne, Lärm und Geräusch wie Seufzer. Die Matrosen, die sich von dieser Erscheinung keine Rechenschaft zu geben wußten, erzählten und schrieben, strenggläubig, wie sie sind, die Urheberhaft der Erscheinung dem Teufel zu. Bald wurde dieser Glaube zur fixen Idee, und als das Trakabel in die Gewässer von Fasana (in Sizilien) gelangte, wurde in diesem Hafen Halt gemacht und eine Deputation zum Pater geschickt, damit er den Teufel austreibe. Der geistliche Herr wollte die Schiffer beruhigen und segnete feierlich das Schiff ein, worauf die Fahrt fortgesetzt wurde. Kaum war aber das Schiff wieder in offener See, so ging der Spektakel von Neuem los und der Schiffsmannschaft benachteiligte sich großes Entsetzen. Offenbar war der Segen des Patters von Fasana zu schwach und der Teufel triumphierte. Schleunigst wurde das Trakabel in den Hafen von Barenjo (ebenfalls an der sizilianischen Küste) geseuert und von dem Teufelsknecht die Sanität, der italienische Konsularagent und der Bischof verständigt. Man versuchte nun auf die erregten Gemüther der abergläubischen Seeleute durch eine natürliche Erklärung der Erscheinung zu wirken, was auch scheinbar gelang, denn das Schiff ging wieder in See. Doch als nach einigen Stunden das Strachen wieder an Nord losging, war es mit der Ueberlegung der Seeleute zu Ende. Die Schiffer seuernten nach Barenjo zurück, Führer und Mannschaften ließen das Trakabel im Stiche — keinen Fuß wollten sie mehr auf die Schiffsplanken setzen, so erklärten sie. Die österreichische Hafenbehörde mußte nun das Schiff durch Parentiner Matrosen bewachen lassen. Am nächsten Tage Abends endlich konnte das Schiff nach Venedig abgehen — mit welcher Mannschaft, das verschweigt die „Nirva“. Die verladenen Kohlen waren naß gewesen und beim allmählichen Eintrocknen zusammengefallen — daher der Teufelsstau.

Verstorbene Dörfer zählt man gar viele auf, jedoch aus früherer Zeit. Einzig dürfte ein erst Ende der vierziger Jahre in unserm Jahrhundert völlig verlassenes Dorf da stehen. In S e s p e n r o d, Amt Wollmerod in Nassau, unweit Montabaur, zählte man noch 1840 16 Familien, 68 Einwohner in 13 Wohnhäusern. Der Ort, über dem Gehbach in höchst romantischer Gebirgsgegend gelegen, wurde fast ganz von armen Kesselflickern bewohnt, welche, ihr Handwerk betreibend, von Ort zu Ort zogen und nur in der kalten Jahreszeit zu Hause sich aufhielten. Die Umwohnenden sagten scherzhaft, nur zwei Sespenroder blieben zu Hause; der eine davon sei der Bürgermeister und der andere der Kirchhofs, und zwar wechselten sie alle Jahre ihre Aemter, indem der frühere Kirchhofs Bürgermeister und der frühere Bürgermeister fürs nächste Jahr Kirchhofs wurde. Die Gesamtzahl Sespenroder zählte 304 Morgen Land, Wiesen und Wald; das Feld ist größtenteils nicht sehr fruchtbar und dabei schwer zu bebauen. Ende der vierziger Jahre beschloßen nun die Sespenroder, gemeinsam nach America auszuwandern. Sie verkauften ihren Ort und ihre Bemerkung an die benachbarte Gemeinde Heilbercheid und machten sich mit ihren wenigen Habeleistungen auf die große Reise. Die Heilbercheider brachen nach und nach die Wohnhütten des verlassenen Dorfes ab und verwandten das brauchbare Material für Bauten in Heilbercheid. Die Stätte, wo das Dorf früher stand, ist nach der „Köln. Volksztg.“ mit Gras bewachsen und Wiese geworden, einige ganz niedrige Gemäuer sind nur für den genauen Beobachter sichtbar. Nur die Dorfwinde steht noch und die Quelle fließt noch, aus der die Sespenroder einst tranken. Diese fanden auch in America das erhoffte Glück nicht und kehrten zum großen Theile nach Europa zurück. Sie nahmen in Heilbercheid Wohnung. Von den Auswanderern leben dort jetzt noch zwei alte Männer.

Einen Puppenkopf als Geschenk erhalten hat Frankreichs berühmter Dichter Victorien Sardou. Dieser Puppenkopf gehört nicht zu denen, die ein junges Mädchenherz zu entzünden vermögen, sondern

ist eine geradezu musterhaft ausgeführte Nachbildung von Sarah Bernhardt in halber Lebensgröße. Die kleine Büste hat in der That eine frappante Ähnlichkeit mit dem für die Bühne „fertiggemachten“ Gesichte der großen Tragödin, und zwar in ihrer Rolle als Blomonda, mit echtem hochaufstumpftem, goldschimmerndem Blondhaar, in dem ein Zweig scharlachrother Blüten befestigt ist. Das Gesicht ist in so feinen Farbtönen gemalt, daß es förmliche Lebensfrische athmet. Der Akademiker Gerome, welcher der Spender und gleichzeitig der Schöpfer dieser zierlichen Büste ist, hat schon häufig derartige reizende Kleinigkeiten zu seinem und seiner Freunde Amusement angefertigt, doch ist es ihm noch nie gelungen, ein so vollendetes und bewundernswürdiges Kunstwerk zu schaffen, wie es zu seiner eigenen Ueberraschung dieses Ebenbild der „großen Sarah“ geworden ist.

Die greise Königin Viktoria von England, die eine sehr liebevolle Mutter und Großmutter ist, hat stets eine Tochter oder Enkelin bei sich. Da ihre ständige Begleiterin Prinzessin von Battenberg mit ihren Kindern so gern die geplante größere Reise in Italien ausführen möchte, welche die Königin wieder aufgegeben hat, wird die älteste Schwester der Prinzessin Aribert von Anhalt, Prinzessin Viktoria von Schleswig-Holstein, die noch bei der Verlobungs-Cousine der englischen Prinzessinnen, der Kaiserin von Rußland, weilt, die Prinzessin Heinrich Battenberg bei der königlichen Großmutter erlegen.

Eine Königstochter im Gefängnisse. Wegen Bagabondirens griff die Polizei der nordfranzösischen Stadt Lille eine Negerin auf. Die Schwarze ist nach ihrer Erklärung eine Tochter des von Frankreich abgesetzten Württembergischen Königs Behanzin von Dahomey. Prinzessin Nama Ballo Behanzin ist 23 Jahre alt und eine hübsche Erscheinung. Wie sie nach Lille verschlagen und so heruntergekommen ist, erforscht nun die Polizei, denn Behanzin bezieht eine ansehnliche „Civilliste“ zum Troste für den Verlust seines Königthumes.

Lustiges Alerlei. Erkennt. Student: Ich erlaube mir außer meinem herzlichem Glückwunsch zum Geburtstag eine Drehidee mitzubringen.

Enkel: „Hinter dieser Drehidee

steht wohl eine Borg-Idee?“

Pech. A.: Warum so traurig? B.: Ach, denk Dir nur das Pech! Hab' ich das viele Geld drangewendet und meine älteste Tochter Medizin studiren lassen — und nun heirathet sie ihren ersten Patienten!“

Im Eifer. Anstalts-Direktor (zu den Seminaristen): „Sest sind schon wieder alle Johannisbeeren und Stachelbeeren in meinem Garten abgefressen worden — das ist doch eine Schändlichkeit!“ — Ein Schüler (schüchtern): „Ich glaube, Herr Direktor, daß es die Hühner gewesen sind, welche —“ — Direktor: „Nichts da... Natürlich, das sollen wieder die Hühner gewesen sein — ich glaube, daß es zweibeinige Hühner gewesen sind!“

Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Vorschreibungen nach Auswahl vorbehalten.

— Gräfin Eufemia von Aldersfeld-Ballestrem, die bekannte Dichterin und Verfasserin von „Montese Käthe“, „Zur Attaque“ u. a., plaudert in launiger Weise in der Rubrik „Selbsterlebtes aus dem Leben berühmter Männer und Frauen“ in der neuesten Nummer (16) der gediegenen Wochenchrift „Von Haus zu Haus“ darüber, wie jemand versucht hätte, sie zu interviewen! Neben dem feststehenden Roman „Magna“ von Anny Wirth, der berechtigtes Aufsehen erregt, seien erwähnt der spannende Roman „Die kleine Käthin“ aus der Feder B. Corovin's, „Berliner Premierer“, „In goldenen Farben und Flammen“, Gedicht von Paul Voehr, „Wie ich zu meinem Pseudonym kam“, „Amerikanisches Rezept wider weibliche Herrschucht“, „Der Papierkorb“, „Senzesträume und Waldmeißlerdunst“, „Wohnungsmeisel“ u. s. w. Der Bezugspreis der sehr empfehlenswerthen, von Anny Wirth vorzüglich geleiteten Wochenchrift von „Haus zu Haus“ beträgt für das Vierteljahr 1.50 Mk. Probennummern werden von der Geschäftsstelle „Von Haus zu Haus“ Adolff Wabn's Verlag in Leipzig überallhin auf Verlangen kostenfrei versandt.

— Guy de Maupassant's Gesammelte Werke, frei übertragen von Georg Freiherrn von Ompteda. 40 Lieferungen à 50 Bfg. oder 10 Bände à 2 Mk. Verlag von F. Fontane u. Co., Berlin W. — Lieferung 2. — Die beiden ausgegebene zweite Lieferung bestätigt vollstaus das günstige Urtheil, das bereits bei Erscheinen der ersten Lieferung über das Unternehmen abgegeben werden konnte. Kein gebildeter Deutscher braucht sich mehr zu scheuen, statt des französischen Originals diese klassische Uebersetzung zur Hand zu nehmen und er wird neben der spannenden und interessanten Unterhaltung auch zweifellos einen ästhetischen Genuß von dieser Lektüre haben.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Lohse, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.